

EINÜBUNG UND WEISUNG

„Du umfängst mich von allen Seiten“

Über die Angst vor Gottes Nähe

*„Herr,
du hast mich erforscht, und du kennst mich.
Ob ich sitze oder stehe, du weißt von mir.
Von fern erkennst du meine Gedanken.
Ob ich gehe oder ruhe, es ist dir bekannt;
du bist vertraut mit all meinen Wegen.
Noch liegt mir das Wort nicht auf der Zunge -
du, Herr, kennst es bereits.
Du umschließt mich von allen Seiten
und legst deine Hand auf mich.*

*Zu wunderbar ist für mich dieses Wissen,
zu hoch, ich kann es nicht begreifen.
Wohin könnte ich fliehen vor deinem Geist,
wohin mich vor deinem Angesicht flüchten?
Steige ich hinauf in den Himmel, so bist du dort;
bette ich mich in der Unterwelt, bist du zugegen.
Nehme ich die Flügel des Morgenrots
und lasse mich nieder am äußersten Meer,
auch dort wird deine Hand mich ergreifen
und deine Rechte mich fassen.
Würde ich sagen: „Finsternis soll mich bedecken,
statt Licht soll Nacht mich umgeben“,
auch die Finsternis wäre für dich nicht finster,
die Nacht würde leuchten wie der Tag,
die Finsternis wäre wie Licht.*

*Denn du hast mein Inneres geschaffen,
mich gewoven im Schoß meiner Mutter.
Ich danke dir, dass du mich so wunderbar gestaltet hast.
Ich weiß: Staunenswert sind deine Werke.“*

Psalm 139,1-14

Gottes Gegenwart: Überforderung, Zumutung, Gnade

„Gewoben im Schoß meiner Mutter“: ein bewegender Satz voll Zuspruch und Trost; ein Wort, das die tiefste Sehnsucht des Menschen berührt. Ich bin nicht allein auf den verschlungenen Pfaden des Daseins, sondern es gibt jemanden, der mich kennt, der mich hält, der mich von Mutterleib an will.

Die Situation liegt heute zehn Jahre zurück, aber sie wird immer wieder lebendig, wenn ich diese Worte aus Psalm 139 höre. Dann sehe ich mich wieder in dem weiß getünchten ebenerdigen Zimmer am Rande eines spanischen Dorfes sitzen, wo mir genau diese Psalmworte den Schweiß aus den Poren treiben. Monat um Monat hatte ich für einen schwer kranken Menschen gehofft, gefürchtet, gebangt und dann wieder aufs Neue gehofft. Ein schier endloser Kreislauf. Nun aber hat sich die Hoffnung endgültig zerschlagen. Vertrauen umsonst investiert, Beistand vergeblich angerufen, Gottes Nähe – ein kindlicher Wunschtraum? Fast ärgerlich klappe ich die Bibel zu, muss auf einmal unbedingt nach draußen, wo es Luft gibt und Zittergräser und Vögel und eine stille, grüne Allee.

„Herr, du hast mich erforscht.“

Nur einen Tag später kommt mir dieser Psalm aufs Neue in den Sinn. – Ein Gott, der mich kennt vor aller Zeit: Ist dies wirklich nur eine Spiegelung menschlichen Wunschdenkens? Erforscht werden durch Gott, durchschaut sein selbst im dunkelsten Augenblick: Ist dies nicht auch unangenehm, überfordernd? Kann der Blick des Schöpfers nicht auch belasten, bedrängen? Nicht umsonst heißt es nur wenige Versen später:

„Wohin könnte ich fliehen vor deinem Geist,
wohin mich vor deinem Angesicht flüchten?
Steige ich hinauf in den Himmel, so bist du dort;
bette ich mich in der Unterwelt, bist du zugegen ...
Lasse ich mich nieder am äußersten Meer,
auch dort wird deine Hand mich ergreifen
und deine Rechte mich fassen.“

„Deine Hand mich ergreifen und deine Rechte mich fassen.“ Das klingt nicht zimperlich. Ein Gott, der zupackt, wenn und wo er es will, ein Gott, der dem Menschen nachsteigt bis in die Tiefen der Unterwelt ... Wenig später wird mich die Hand dieses Gottes einholen: Ich versuche zu beten – aller Anfechtung zum Trotz. Warum sonst bin ich schließlich hierher gefahren? Und außerdem sind es ja nur Übungen, Versuche, ein spielerisches Erproben von neuem Terrain. Diese beschwichtigenden Worte im Ohr, wage ich das Unerhörte: Ich gestehe meine Wut, meine bodenlose Enttäuschung, meine Fassungslosigkeit ein – und meine Liebe, trotz allem. Das habe ich zuvor noch nie gewagt. Denn ich weiß nur zu genau: Meine Liebe ist nicht rein und selbstlos, nicht so, wie es angemessen wäre für eine Beziehung zwischen Schöpfer und Geschöpf. Ständig will ich irgend etwas von diesem Gott, und sei es mit noch so viel Dank und Lob umkränzt.

„Es ist nur eine Übung“: Dieser Gedanke war es gewesen, der mich die Barriere einer distanzierten Gottesbeziehung, einer Beziehung auf Abstand, überspringen ließ. Zunächst steht er jedoch stark und abweisend vor mir: mein persönlicher Hindernisparcour, gebaut aus Selbsterkenntnissen, Halbwahrheiten, Prägungen aus Kindertagen, Irrtümern und Skrupeln. Aber hinter den Hindernissen – einzeln in Reih und Glied stehen sie vor mir – wird einer sichtbar, der auf mich wartet, furchtbar lange schon, und sich zu freuen scheint: in einer seltsam stillen, sehr gelassenen Weise. Sein wortloses „Komm“ verleiht Flügel. Ich laufe los. Die Schranken fallen unter meinen Füßen. Es ist ganz einfach.

Gleichzeitig begreife ich: Das ist kein Spiel, kein Experiment mehr. Dies ist der Ernstfall. Gottes Rechte hat mich erfasst, und ich habe Ja dazu gesagt. Ein ganzer Tag und eine ganze Nacht ist diese Gegenwärtigkeit da – andrängend, gelassen und heiter zugleich. Es ist jene Gegenwärtigkeit, jene extreme Verdichtung des Daseins, die man nie beweisen oder auch nur erklären kann, nicht einmal sich selbst.

Die Schutzbedürftigkeit des Menschen angesichts des Unverfügbareren

Schon bald rücken die Anforderungen des Lebens und Arbeitens und die ausstehende Trauerbewältigung wieder in den Vordergrund. Daneben bedrängen mich schmerzhafte Fragen, beharrlich und unabweisbar: Warum konnte diese heitere Nähe nicht andauern? Warum? Habe ich etwas falsch gemacht, im entscheidenden Augenblick meines Lebens versagt? Warum das Geschenk der Nähe und dann die Zumutung des Alleinseins? – Der Versuch, dieses „unerhört Neue“ zu schützen und in den Alltag zu integrieren, als geläuterter Mensch aus dieser Erfahrung hervorzugehen, kostet viel Kraft und ruft bisweilen ein Gefühl des Scheiterns hervor. Spätestens jetzt ist es Zeit, sich mit den eigenen Grenzen und Schwächen zu versöhnen und darauf zu vertrauen, dass das eigene Mühen und Stolpern von umso größerer Gnade und Barmherzigkeit umfangen ist.

Seit diesen Tagen besitzt Psalm 139 für mich eine besondere Bedeutung. Ich habe seine Spannung, die typisch ist für die Psalmen überhaupt, an einem Wendepunkt meines Lebens durchlebt: die Spannung von unendlich liebender Zuwendung und harter Anforderung, die Spannung von Gnade, Allmacht und Unverfügbarkeit, die ewig gleiche Geschichte von Gottes andrängender Gegenwart und der Flucht des Menschen. Und diese Spannung ist eben nicht konstruiert, am grünen Tisch von schlauen Theologen entworfen. Generationen von glaubenden Menschen haben sie selbst erlebt, erfahren, oft genug auch erlitten.

Vielleicht liegt genau hier der Grund, warum die Psalmen – trotz ihres hohen Alters – ihre Faszination nicht verloren haben, von Christen und Juden gleichermaßen gebetet werden. Der betende Mensch spürt sehr genau: Hier geht es nicht um billige Vertröstung, um Erbauung zum Selbstkostenpreis, sondern hier spricht ein Glaube, der den Fragen des Lebens standhält – auch den kritischen Fragen des Menschen an Gott. Der Psalter, so Rainer Maria Rilke, ist „eines der wenigen Bücher, in denen man sich restlos unterbringt, mag man noch so zerstreut und ungeordnet und angefochten sein“.

Nähe Gottes, so dämmert es mir langsam, hat also wenig zu tun mit der Erfüllung eigener Wünsche und Ansprüche. Nähe Gottes heißt vor allem: Ich darf, ja, ich soll die Hand Gottes auf meiner Schulter annehmen – in Freude und Leid, in Hoffnung und Verzweiflung, in Erfolg und Enttäuschung.

Leicht ist das nicht. – Auch wenn es dem modernen Denken seltsam erscheint: Es gibt nicht nur die immer wieder beschworene Erfahrung der Gottesferne. Es gibt auch umgekehrt – heute vielleicht mehr noch als früher – die Flucht des Menschen vor der Berührung Gottes, die Angst vor seiner Nähe und Gegenwart. Ob diese – zumeist unbewußte – Abwehr nicht die Kehrseite der vermeintlichen „Gottlosigkeit“ unserer Zeit darstellt? Der Mensch beklagt die Gottverlassenheit seines Lebens und übersieht dabei, dass er selbst vor der Berührung Gottes davon rennt. Hat er nicht immer trefflichere Mechanismen entwickelt, um das Dasein Gottes aus seinem Alltag zu verdrängen?

Der Psalm stößt auf eine unangenehme Wahrheit: Der Mensch fürchtet sich davor, Gott an sich heran zu lassen. Er glaubt, sich vor ihm schützen zu müssen. Und dies kann mitunter auf sehr subtile Weise geschehen, besonders bei religiösen Menschen.

Abschied vom Büchergott

So gestand kürzlich ein orthodoxer Priester, der zwölf Jahre seines Lebens in kommunistischen Gefängnissen verbracht hatte, etwas Erstaunliches. Um seine Gefangenschaft zu überstehen, um den fehlenden Ausblick nach draußen und seine Isolation zu kompensieren, trat er den Rückzug nach innen an – den einzigen Fluchtweg, der ihm noch verblieben war. Erst hier erfuhr er das, was er heute seine Bekehrung nennt.

„Ich war Priester, Theologe und Mönch“, sagt er rückblickend. „Und ich schäme mich zu sagen, dass mein Gott ein Büchergott war.“ Erst im Gefängnis, erst als er alles verloren hatte, gab er seine Abwehr gegen Gott auf, erfuhr er, was er um Worte ringend heute so ausdrückt: „Gott ist Erfahrung, eine persönliche Erfahrung.“ Und obwohl schon Jahre seit seiner Verfolgung ins Land gegangen sind, spürt man immer noch das große Staunen darüber, dass Gott ihm als lebendiger Gott begegnet ist.

Was aber hat diese extreme Erfahrung mit dem „normalen“ Leben, mit unserem Alltag zu tun? Außergewöhnlich ist zweifellos, dass hier ein Mensch von außen, durch die Einwirkung von Gewalt, zum Rückzug in sich selbst gezwungen wurde. Der Hintergrund aber ist durchaus alltäglich: Ein Mensch, ein frommer Mann, einer, der professionell mit Glaube und Kirche zu tun hat, lebt sein ganz normales Leben, erfüllt seine Pflichten, auch die religiösen – und hält sich Gott ansonsten vom Leibe.

Vielleicht wurzelt die gegenwärtige Krise des Glaubens genau darin, dass es heute so unendlich viele Mechanismen und Möglichkeiten gibt, sich Gott erfolgreich „vom Leibe zu halten“: Arbeitssucht, Konsum, Informationsflut, straff organisierte Freizeit, der überquellende Terminkalender, auf den man uneingestanden doch ein bisschen stolz ist, ständige Erreichbarkeit. Und auch die Kirche übt sich in Aktivis-

mus: Sitzungsmarathons, Zielgruppenangebote, jedes Jahr ein dickeres Programm – trotz Personalnot und immer weniger Ehrenamtlichen, die immer mehr auf ihre Schultern laden.

„Und ging hinaus und weinte wie Petrus“

Offensichtlich gibt es in unserer Seele zwei Grundbewegungen. Da lebt einmal die tiefe Sehnsucht nach Gott und seiner grenzenlose Liebe *„Augustinus“* „Unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in Dir“. Andererseits behaupten sich immer wieder Gegenkräfte, die uns vor der Nähe Gottes und den Konsequenzen, die diese Nähe für unser Leben haben könnte, zurückschrecken lassen.

Der 1987 verstorbene indische Jesuit *Anthony de Mello* beschreibt dazu eine eigene Erfahrung:

„Ich hatte ein ziemlich gutes Verhältnis zum Herrn. Ich pflegte ihn um Dinge zu bitten und mich mit ihm zu unterhalten, ihn zu loben und ihm zu danken. Aber ich hatte stets das unangenehme Gefühl, er wolle mich veranlassen, ihm in die Augen zu sehen. Und ich wollte nicht. Ich redete zwar, blickte aber weg, wenn ich spürte, dass er mich ansah. Immer sah ich weg, und ich wußte warum. Ich hatte Angst, einen Vorwurf dort zu finden wegen irgendeiner noch nicht bereuten Sünde. Ich dachte, ich würde auf eine Forderung stoßen: irgend etwas wollte er wohl von mir.“

Eines Tages fasste ich Mut und blickte ihn an. – Da war kein Vorwurf. Da war keine Forderung. Die Augen sagten nur: „Ich liebe dich.“ Ich blickte lange in diese Augen, forschend blickte ich in sie hinein. Doch die einzige Botschaft lautete: „Ich liebe dich.“ Und ich ging hinaus und weinte wie Petrus.“¹

In diesen Zeilen spiegelt sich eine urmenschliche Erfahrung. Das scheinbar ganz Einfache erweist sich als das Schwerste: nämlich der eigenen tiefsten Sehnsucht zu vertrauen und sich von Gott rückhaltlos lieben zu lassen – so wie es kleinen Kindern bisweilen gelingt. Je mehr wir jedoch von Kindesbeinen an lernen mussten, dass Liebe nie umsonst zu haben ist, sondern gekoppelt ist an Leistung, gutes Aussehen, Wohlverhalten, um so schwerer fällt es, an die Liebe Gottes zu glauben. Kein Wunder also, dass die Religionspsychologie lehrt: „Menschen, deren Selbstwertgefühl extrem unterentwickelt ist, sind oft wie unfähig, an einen liebenden Gott zu glauben.“²

Irgendwie balancieren wir wohl alle „zwischen unserem Verlangen nach Gott und unserer Abwehr gegen ihn“, wie es der niederländische Exerzitienbegleiter *Piet van Breemen* ausdrückt. „Wir verlangen nach Gottes Liebe und laufen ihr doch davon, weil es nicht leicht ist, sich wirklich so grenzenlos lieben zu lassen. Wir suchen und fliehen Gott zur gleichen Zeit.“³

¹ A. de Mello, *Warum der Vogel singt*. Freiburg 2000, 86f.

² Vgl. B. Grom, *Religionspsychologie*. München, Göttingen 6/1997, 182–186.

³ P. van Breemen, *Erfüllt von Gottes Licht. Eine Spiritualität des Alltags*. Würzburg 3/1997, 19.

Der Seiltanz der Heiligen

Es ist jedoch nicht allein die Angst vor Gottes Liebe, die unsere Fluchtmpulse weckt. Es gibt daneben auch das intuitive Wissen um Gottes Anderssein, um seine Unbegreiflichkeit, das uns schaudern macht – wie die Frauen am Ostermorgen. Allem Harmlos-Reden zum Trotz: Die Furcht und das Entsetzen vor dem Heiligen sind Realität. Es gibt sie: die natürliche Angst des Menschen vor dem Übernatürlichen. Tief in Innern spüren wir auch heute noch die Gefahr, von Gott und seiner Nähe verwundet, verletzt, überwältigt zu werden. Insgeheim fürchten wir uns davor, dass es uns mit Gott ergehen könnte wie unserem Stammvater Jakob, der aus der Begegnung mit dem Göttlichen verletzt, hinkend hervorging. Und bestätigen nicht viele Heilige auf ihre Weise, dass die Nähe zu Gott manchmal mit schwerer Verlorenheit und Finsternis in dieser Welt einher gehen kann?

In seinem Roman „Tagebuch eines Landpfarrers“ schreibt *Georges Bernanos*:

„Ich weiß wohl, die armen gutgesinnten Schriftsteller, die ‚Heiligenleben‘ für die Ausfuhr herstellen, bilden sich ein, in der Verzückung sei ein Mensch geborgen, er säße am warmen Ofen und in Sicherheit wie in Abrahams Schoß. In Sicherheit! O natürlich, manchmal ist nichts leichter, als dort hinaufzukommen: Gott nimmt einen hoch. Es handelt sich nur darum, sich dort oben zu halten und nötigenfalls wieder hinunterzufinden. Du wirst feststellen können, daß die Heiligen, die wirklichen Heiligen meine ich, bei der Rückkehr in großer Verlegenheit waren. Wenn sie einmal bei ihrem Seiltanz überrascht wurden, haben sie sofort inständig gebeten, man möchte ihr Geheimnis bewahren: ‚Sagt keinem etwas von dem, was ihr gesehn habt.‘ Sie schämten sich ein wenig, verstehst du? Sie schämten sich, die Lieblingskinder des Vaters zu sein, früher als alle andern aus dem Kelch der Seligkeit getrunken zu haben. Und warum gerade sie? Aus keinem ersichtlichen Grund. Aus Bevorzugung. Solche Begnadungen! ... Die erste Regung der Seele ist, vor ihnen zu fliehn. Man kann das Wort der Schrift: ‚Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen‘, doch auf verschiedene Weise verstehen.“⁴

Der Mystiker *Johannes vom Kreuz* hat diese schwer zu verkraftende Seite der Gottesbegegnung im 16. Jahrhundert als erster systematisch reflektiert, und zwar als Phänomen der „Dunklen Nacht“:

Sobald der Flügelschlag Gottes den Menschen gestreift hat, so die zugrunde liegende Erfahrung, relativiert sich all das, was ein Leben bis dahin ausgefüllt hat. Nichts kann den Menschen mehr erfüllen, was weniger ist als Gott. Wehmut und Einsamkeit bestimmen die Seele – und der tiefe Schmerz darüber, dass man die Berührung Gottes nicht festhalten konnte. Die wertvollste Erfahrung eines Lebens versinkt unweigerlich ins Dunkel. Diese Notwendigkeit des Wiederloslassens, dieser scheinbare „Gottesverlust“, geht oft einher mit Schuldgefühlen und tiefer Verzweiflung. Der Preis der Gottesliebe ist das „gottverwundete Herz“, wie es die Mystik nennt.⁵

⁴ G. Bernanos, *Tagebuch eines Landpfarrers*. Frankfurt 1986, 16f.

⁵ Vgl. R. Körner, *Dunkle Nacht*, in: *Praktisches Lexikon der Spiritualität*. Hrsg. C. Schütz. Freiburg, Basel, Wien 1988, 245-248.

Johannes vom Kreuz beschreibt diese Erfahrung in einem seiner Gedichte:

„Wo hast du dich verborgen,
Geliebter, lässt mich allein mit meiner Klage!
Wie der Hirsch bist du geflohen
und hast mein Herz verwundet.
Ich rief nach dir, doch du bist fortgegangen.“⁶

Das gottverwundete Herz – letztes Tabu der westlichen Welt

Zweifellos handelt es sich beim Phänomen der „Dunklen Nacht“ um eine Extrem-erfahrung. Die meisten Menschen sind dieser Intensität der Liebe und des Leidens an dieser Liebe wohl kaum fähig – es sei denn, ein erschütterndes, umwälzendes Ereignis weicht die begrenzende Schutzschicht der Seele auf und öffnet sie für Augenblicke auf den tiefsten Grund des Seins hin. Gelegentlich haben mir Menschen, die gerade ihren Ehepartner oder einen anderen geliebten Menschen verloren hatten, von solchen Entgrenzungs-Erfahrungen erzählt, haben staunend davon zu sprechen versucht, wie sich urplötzlich ein Schleier gehoben hat, der sonst die Realität sowohl begrenzt und als auch schützend zusammenhält.

Solche inneren Erfahrungen, solche Transzendenzerlebnisse, gehören heute in der westlichen Welt zu den am besten gehütetsten Geheimnissen. Sie passen einfach nicht in unsere Gesellschaft, in unsere Welt der gemachten Dinge, und werden deshalb leicht als „verrückt“ abgestempelt oder als „Defekt einer überforderten Seele“ abgetan. Dennoch zeigt sich aus den wenigen Zeugnissen, die wir haben: Nicht nur Märtyrer und Heilige, nicht nur längst verblichene Frauen und Männer, sondern auch Menschen wie du und ich holt bisweilen die Erfahrung des „gottverwundeten Herzens“ ein, diese schwer zu verkraftende Mischung aus tiefer Erfüllung und noch tieferem Abschiedsschmerz. Und auch ohne dies selbst erfahren zu haben, scheint der Mensch intuitiv um diese „Bedrohung durch Gott“ zu wissen – und sie zu fürchten.

Vielleicht bietet die moderne Wiederentdeckung der Mystik eine gute Chance, diese Angst ehrlicher wahrzunehmen und sich offener mit ihr auseinanderzusetzen. Zweifellos zeichnen sich hier eine Reihe hoffnungsvoller Entwicklungen ab. Dazu zählt zum Beispiel die Wiederentdeckung der Einzelexerzitien. Was in den 70er Jahren noch undenkbar schien, ist längst Realität geworden: Immer mehr Menschen, und beileibe nicht nur Katholiken, nehmen sich eine Auszeit für Gott, suchen das begleitete Alleinsein. Sie haben erkannt, dass man nicht unbedingt zu den Büchern fliehen muss, um Gott zu finden, sondern dass er den Menschen auf seinem Weg nach innen bereits erwartet.

Daneben behaupten sich freilich auch andere, weniger erfreuliche Trends. Manchmal erscheint mir das inflationäre Reden über Mystik vor allem als modische

⁶ Übersetzung von: E. Lorenz, in: E. Lorenz, *Auf der Jakobsleiter. Der mystische Weg des Johannes vom Kreuz*. Freiburg, Wien 1991, 90.

Wichtigtuerei, die eher verstellt als eröffnet, was Mystik wirklich meint und was heute not tut. Das große Ziel aller Religionen, die Erfahrung der göttlichen Realität, die Vereinigung mit Gott, reduziert sich auf einen Schwall von Worthülsen, die von Betroffenheit und allerlei Erbaulichem reden und letztlich doch nur die Befriedigung der typisch modernen Erfahrungssucht meinen. So entsteht eine Pseudomystik, eine „Mystik light“: befreit von dem, was sich menschlicher Verfügungsgewalt entzieht; befreit von Leid und Schmerz, die der Begegnung mit der Transzendenz eben auch innewohnen.

Vielleicht geht es heute vor allem darum, diese allgegenwärtige Tendenz zu religiöser Beschwichtigung und Verharmlosung zu durchbrechen, ohne dabei zurückzufallen in überwundene Straf- und Höllenängste, mit denen sich unsere Eltern und Großeltern noch herumschlagen mussten. Anders ausgedrückt: Es geht darum, die weitgehend verdrängte Angst vor Gott zu ersetzen durch eine recht verstandene Gottesfurcht und Gottesliebe.

Gottesfurcht meint dabei nicht die antiquierte Drohgebärde der Kirche oder einer fehlgeleiteten christlichen Pädagogik, die mangelnde Autorität durch dämonische Gottesbilder zu ersetzen suchte. Gottesfurcht meint vielmehr: Ich erkenne an, dass das Gelingen meines Lebens und Glaubens nicht allein in meiner Hand liegt. Nicht ich inszeniere die Biographie meines irdischen Daseins, sondern ich nehme Erfolg und Scheitern, Glück und Leid letztlich vertrauensvoll entgegen – aus Gottes Hand.

In dieser Haltung der Offenheit – Indifferenz nennt sie der Heilige *Ignatius* – trage ich einer uralten, christlichen Erfahrung Rechnung, nämlich der Erfahrung: Gott begegnet dem Menschen als der ganz Andere, als der Fremde und Unbegreifliche. „Meine Wege sind nicht eure Wege.“ Andererseits aber erfährt er ihn zugleich als den nahen Gott, der den Menschen immer schon erwartet, sich ihm aufdrängt, ihm nachsteigt bis in die tiefsten Dunkelheiten der Unterwelt. „Du bist mir innerlicher als ich mir selbst.“

Eine so verstandene, unverkürzte Lehre von der Gottesfurcht, so *Marianne Ohler*, „bewahrt den Glaubenden davor, sich einen Götzen zu schaffen, der doch nicht helfen kann. Sie lässt Gott die Freiheit und überwältigende Unzugänglichkeit seines Gottseins, sucht in ihm nicht die Auflösung aller Fragen und Befriedigung aller Sehnsüchte, sondern glaubt ihm seine Liebe, auch wenn sein Licht undurchdringlich wie Finsternis ist.“⁷

Silvia Becker, Düsseldorf

⁷ M. Ohler, *Gottesfurcht*, in: *Praktisches Lexikon der Spiritualität*. Hrsg. C. Schütz. Freiburg, Basel, Wien 1988, 557f.